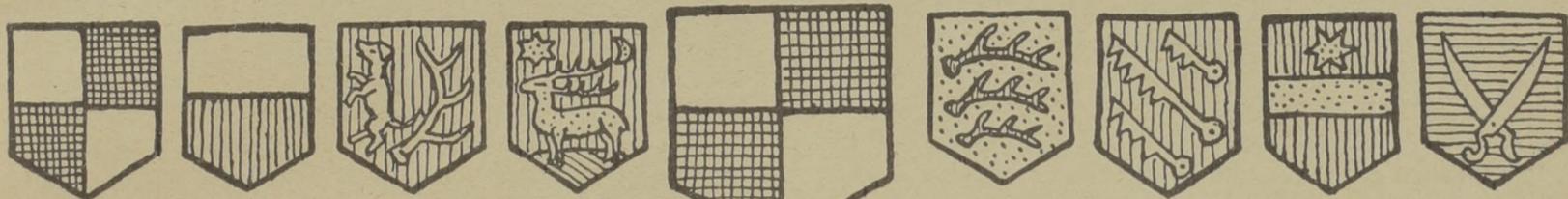


ZOLLERHEIMAT



BEILAGE DER HOHENZOLLERISCHEN BLÄTTER FÜR ZOLLERISCHE HEIMAT- UND VOLKSKUNDE

NUMMER 4

Hechingen, 17. Februar 1932

1. JAHRGANG

Hohenzollerischer Literaturbrief 1931

Von H. v. St.

Ein rückschauender Blick über die deutschen Literaturerzeugnisse im Jahre 1931 stellt dem Hohenzollerlande ein Zeugnis aus, dessen es sich nicht zu schämen braucht.

Sieben Jahre sind dahin, seitdem Bruno Stehle sein Heimatbuch „Hohenzollern“ ins Land hinausgehen ließ, wohl wissend, daß er nichts Vollkommenes schaffen werde, aber im stillen hoffend, daß seine Zusammenstellung Anklänge und ein Grundstein werde für weitere Forschungen. Trotz vereinzelter ablehnender Kritik fand das Buch bald solche willkommene Aufnahme, daß es heute nur noch in wenigen Exemplaren im Handel zu haben ist und daß es auch heute noch immer begehrt und gesucht wird, weil es eben bis zur Stunde durch keine vollkommenere Arbeit ersetzt wurde. Nicht anders wird es dem Buche ergehen, dessen ersten Teil Pfarrer Wegel-Blatt im Jahre 1929, dessen zweiten Teil er im abgelaufenen Jahre ans Tageslicht brachte. (Wegel: Geschichte der katholischen Kirche in Schwaben-Hohenzollern. 2. Teil. Bühl 1931. 262 S. 4,50 M.) Von dem praktischen Gedanken ausgehend, daß ein hochwissenschaftliches Buch nur geringen Wert hat für einen Leser, der keine Studien gemacht, hat Pfarrer Wegel in schlichter Weise das Gerüst einer hohenzollerischen Kirchengeschichte zusammengestellt und dieses mit Fleisch und Blut umgeben und mit Tatsachen und Vorgängen ausgerundet; er hat auf diese Weise, zeitlich fortschreitend von der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts bis zur Gegenwart eine Zusammenstellung im Lapidarstil geboten, die lautes Zeugnis ablegt von seinem unverwüßlichen Arbeitseifer und von seiner Liebe zum Heimatland und zum angestammten Glauben. Manches Wort und mancher Satz, kurz und knapp hingeworfen, ist gleichsam explosiv geladen und schreit gebieterisch nach Ausweitung und Vertiefung; da Kirchengeschichte und Landesgeschichte sich nicht immer decken, und andererseits bei alleiniger Berücksichtigung der hohenzollerischen Verhältnisse der Unterbau für das Werk zu bedingt und zu begrenzt gewesen wäre, werden die angrenzenden Länder in die Darstellung einbezogen, sowohl in ihrer Profan- als auch in ihrer Kirchengeschichte. Eine schier unübersehbare Fülle von Beiträgen aus dem Leben und Streben vergangener Tage wird uns geboten, drum ist es auch nicht zu verwundern, wenn die eine oder andere Unvollkommenheit dem Werk noch anhaftet. Jedenfalls gebührt hohe Anerkennung dem guten Willen und der großen Lebensarbeit, die jeden Leser zur Besinnlichkeit anregt, zum weiteren Forschen und Suchen anspornt und zur Anhänglichkeit an den Heimatboden und das überlieferte Kulturgut aufruft.

Einem verdienten und beinahe vergessenen Mann aus dem Zollerland wurde ein Denkmal gesetzt in dem Büchlein „Theodor Bilharz, ein deutsches Forscherleben in Ägypten 1825—1862 von Ernst Senn“ (Stuttgart 1931. 76 S. Text, 15 Abbildungen. 3 M.). Theodor Bilharz ist 1825 in Sigmaringen geboren, besucht das Gymnasium in Hechingen, die Universitäten in Freiburg und Tübingen und geht dann mit seinem Tübinger Lehrer Griefinger 1850 nach Kairo, wo er schon 1862 stirbt und sein Grab auf dem dortigen katholischen Friedhof findet. Neben seiner beruflichen Tätigkeit als Arzt bei Einheimischen und Fremden entfaltet er eine solche reiche Forscherarbeit, daß wir nur mit Staunen sie verfolgen können. „Der Hauptgegenstand, der Bilharz anzog, war die biologische Formenwelt; aber auch die geistige, zumal geschichtliche Welt, hatte es ihm angetan.“ In wissenschaftlichem Gewande faßt das Büchlein alles zusammen, was über sein Leben und Forschen aus schriftlichen und mündlichen Quellen gesammelt werden konnte und gibt uns am Schlusse ein Bild seiner inneren Entwicklung, seiner Weltanschauung und seines Charakters. Wahrlich man könnte sich freuen, wenn auch noch andere verdiente Männer unseres Landes einen solchen Biographen finden würden.

Heimatgeschichte hat auch Anton Gabele geschrieben, allerdings nicht gekleidet in das Gewand einer wissenschaftlichen Darstellung, sondern eingespannt in den Rahmen eines Romans. (A. Gabele: „Der arme Mann“, Verlag Cotta-Stuttgart, 274 S. 5,80 M.) Auf dem geschichtlichen Unterbau des großen Bauernkrieges von 1525, der hoffnungsvoll begann, und kläglich zusammenbrach, hebt sich das Hauptgeschehen des Buches ab, das lokalisiert ist in dem wüsten Hügelland zwischen Meßkirch, Klosterwald und Bussenhofen, der Heimat des Dichters. — Jugendlich blind und den Kopf gefüllt mit schwärmerischen Ideen und Schlagworten läßt sich Jost in den Aufstand treiben, wird durch die Opfer, die einer besseren Sache wert gewesen wären, langsam klug und kehrt auf einsam-abenteuerlichen Wegen ernüchtert und die Wirklichkeit verstehend in die Heimat zurück. Dort waltet auf dem Boden der hergebrachten Sitten und Überlieferungen stehend der Vater Schweikart, abgeklärt im Reden und Denken, tiefgläubig und unbeirrbar, selbst wenn er mit menschlichen Ungerechtigkeiten zu kämpfen hat; drum ist er auch Sieger noch in seinem tragischen Untergang, der zu einer Zeit erfolgt, wo der verführte Sohn Jost geistig sehend geworden ist und den Weg gefunden hat zur Lebensweisheit seines Vaters und dadurch die Grund-

lage schafft für sein Zukunftsglück. — Wie ein roter Faden zieht gestaltend die Idee von der göttlichen Gerechtigkeit durch das ganze Werk, beschattet das Ende des alten Schweifart, verklärt das hart erkämpfte Glück des Jost und läßt die tiefe Symbolik der Erzählung aufleuchten und ihre Gültigkeit, die weit über das Einmalige eines historischen Geschehens hinausreicht, und dieses Geschehen zum Sinnbild einer gottgewollten Weltordnung erhebt. Mit plastischer Klangfülle sind die Sätze und Worte geladen, mit zielsicheren Bildern Land und Leute gezeichnet, mit der Meisterschaft eines Dichterblickes die Vorgänge in der Natur geschaut. Elementare Kraft sprüht aus den 17 Holzschnitten, die Prof. Graf-Stuttgart als conforme Illustration eingefügt hat.

Das frauliche Gegenstück zu Gabele's Buch ist der zweiteilige Roman von: Theres Baur: „Monika Maria“ (Verlag Tyrolia, Innsbruck, 332 S. 5.00 M.). Ein hohes Lied auf die Heimat ist das Buch, das ein Segment aus Hohenzollern zeichnet, wo „vor 200 Jahren in der felsigen Wildnis zwischen Bäumen, Klüften und kargem Ackerboden das Dorf (Burladingen) lag“. „Wie die Hütten, so waren auch die Leute arm“, aber „ungeachtet der Ungunst der Lebensverhältnisse wuchs in dieser Bergeinsamkeit ein kräftiger Menschenschlag: großknöchige Männer und hüftbreite Frauen, die kein noch so schweres Schaffen über den Haufen warf. Dem flachsblonden Geschlechte sah man seinen Kampf mit Erde und Wind, Armut und Dürftigkeit nicht an. Wie Könige gingen die Männer hinter ihren hölzernen Pflugcharen und die Frauen, als ob sie unsichtbare Kronen trügen.“ — Monika Maria, die edle Bogtstochter aus dem Schwarzwald, die angetraute Gemahlin des stolzen und rauhen Schloßherrn Thede von Burladingen, der vor keiner Brutalität gegen seine Untergebenen zurückbebt, und keine Treue gegen seine Gattin kennt, bekehrt durch Opfer und entagungsvolle Hingabe ihrer ganzen Persönlichkeit das sündige Herz ihres Mannes, veredelt durch Erbarmen und Mitleid das Gemüt des Martin Wildschorf, der als herrenloses Kind im Walde aufgewachsen ist und entfündigt durch ihr vorbildliches Dulderleben die verirrte Seele ihrer Tochter Monika, die zwar „ihr heißes Blut vermüßte, das mächtiger war als ihr Wille, die Leidenschaft im Zügel zu halten“, die aber „noch glaubte, im Recht zu sein mit all ihren Untaten“. Im Leben schon hielt man sie für eine Heilige, nach dem Tode verehrte man sie wie einen

helfenden Schutzgeist, ja „an den Sonntagnachmittagen gingen die Anwohner in Scharen auf den Friedhof und an das Grab der Frau, die ihnen so viele Jahre ein Segen gewesen“. — Das Buch ist ein Heimatfang geworden, der wie ein Silberglöcklein klingt im Flußtal und auf den Bergeshöhen, in Busch und Wäldern und in der Enöde. Katholische Sitten und Gebräuche, symbolisiert durch das Kreuz, sind der kulturelle Untergrund, auf dem die ganze Handlung steht, die zwar gewöhnlich und alltäglich sich ansieht in ihrer Einmaligkeit, die aber grandios sich auswächst, sobald sie sich wiederholt im ernstesten Walten der gläubigen Frauen in Familien und Gemeinden. Sprache und Zeichnung von Charakter und Natur, von Licht und Schatten offenbaren ein erstaunliches Einfühlungsvermögen und eine reiche Erlebniswelt der Dichterin.

In der Sammlung „Sonnenland-Bücher für junge Mädchen“ hat M. Schenk-Freiburg (geb. in Burladingen) ein Bändchen eingestellt: „Schenk, Heimat des Herzens“ (Verlagsanstalt Tyrolia-Innsbruck, 174 S. 3.50 M.). Die Verfasserin, bekannt vornehmlich durch die schlichten Bauerngeschichten: „Leute von der rauhen Alb“, bietet in einfachem Gewand, in flüssiger Sprache, in geradliniger Fortentwicklung ein Bild vom Leben und Streben auf dem Gutshof Riedegg, vom Lieben und Leiden der beiden Schwestern Josepha und Jakobine Hergeseldt, vom Segen und Lohn, welchen Ausdauer und Arbeitsamkeit abwirft. Ja gerade „eines hatte ihn das Schaffen auf dem Boden der Heimat gelehrt: die Liebe zu ihr; nie zuvor hatte er so stark erkannt, wie groß ihre Schönheit war, und wie sie ihn mit tausend Fäden gefesselt hielt, als in dem Augenblick, da ihr Verlust drohte.“ Heimatluft weht durch die ganze Erzählung.

Anzufügen ist noch ein Büchlein voll Licht und Sonnenschein. (Maria Bager: „Mohrle“, Verlag Gunders-Stuttgart, 62 S. mit 24 Kreidezeichnungen, 0,85 M.) Es ist für die Jugend geschrieben und zeichnet eine frohe Kinderschar, die einen Wohltätigkeitsverein, den Pfennigbund gründet, so genannt, weil das Abzeichen in einem Pfennig bestand, und mit dem Zwecke: die Freudebedürftigen zu erfreuen. Unter dem Vorsitz der guten Martha, „genannt Mohrle“, tagt der Verein und erfüllt seine Aufgaben. Viele Samenkörner unschuldiger Freude, köstlichen Humors und ernster Lebensweisheit liegen in dem schmucken Bändchen.

Der Kutscher des Truchseß

Heimat-Erzählung von Konrad Pflumm

3

„Wart', du Spion!“ dachte Ure. Sebastiansweiler war vorbei. Hätte er hinten Augen gehabt, so hätte er bemerkt, daß sein Fahrgast merkwürdig schmerzhaftes Gesicht schnitt und seinen Leib zusammenkrümmte. Das war eine schmerzliche Grimasse, und ein Kenner hätte sofort daraus gelesen: so Grimassen schneidet nur, wem es im Magen und Gedärm nicht ganz geheuer ist.

Dem Franzosen waren die schwäbischen Mehlspeisen beim Mittagessen in Tübingen nicht gut bekommen, und er hatte das „unabweisbare Bedürfnis“, einen stillen, verschwiegenen Ort ohne Begleitung aufzusuchen.

„Eh, vous cocher!“ (Sie, Kutscher) „il muß eraus, alt, alt (halt, halt!).“

Ure hielt die Sache für noch nicht schlimm und tat, als hörte er nicht. Dadurch wurde aber das „unabweisbare Bedürfnis“ nur noch unabweisbarer und führte direkt einer „Katastrophe“ zu. Der Franzose brüllte jetzt aus Leibeskräften: „Alt, alt!“ und kroch hilflos aus der Kutsche zum Bock empor. Da hielt Ure die Zügel der Kutsche an und die Kutsche stand sofort. Sein Plan war gefaßt und ein Schabernack ausgedacht. Er öffnete den Kutschenschlag. Als der Franzose dem nahen Wäldchen zueilte, schloß er wieder und schwang sich auf seinen Lenkersitz. Dann äugte er scharf nach dem Busche.

Als der Kopf seines Fahrgastes wieder über den Sträuchern erschien, und als der noch mit dem Ordnen seiner Kleider beschäftigt war und eben den zweiten Hosenträger über die Schulter ziehen wollte, führte Ure seinen Plan aus.

Eines der Rosse war an einer Stelle, die nur ihm bekannt war, „kizelig“. Wenn er es da mit der Reitpeitsche berührte, dann packte es auf und raste dahin, wie von einer Biesfliege gestochen.

Der Truchseß-Kutscher kizelte den Rappen. Der schnellte hinten in die Höhe und schlug aus, daß das „Wagenscheitle“ rasselte und klapperte. Dann schoß er im Galopp dahin und riß den Nebengaul mit sich. Ure schrie: „Oha! Oha! Prr!“ riß an den Zügeln und tat, als ob er ohnmächtig sei, die Kutsche zu bändigen und zum Stehen zu bringen. Endlich hielt der Kutschwagen.

Als der Franzmann die Kutsche so aufpacken sah, nahm er Rock und Weste klemmte sie unter den rechten Arm, mit der Linken aber hielt er den Hosenträger fest. So wollte er — welch ein ungleicher Gegner — den Wettlauf mit zwei wohlgenährten, feurigen Fürstengäulen aufnehmen. Er leuchte und trippelte auf der Landstraße dahin. Ure mußte unwillkürlich lachen — und das war sein Spaß — eine so drollige Figur machte das kleine dicke Männlein. Als es beinahe die Kutsche erreicht hatte, reizte es Ure. das Ross noch